

„Familien heute – Wandel der Rollen für Mütter, Väter und Kinder“

Die Zukunftsfähigkeit der Familie, die Vereinbarkeit von Beruf und Familie, die Familie als Ort der Erziehung und Wertevermittlung sind Themen, die seit langem auf der Tagesordnung der politischen Debatten stehen. Finanzielle Anreize, um „Familie“ als attraktive Option der Lebensgestaltung erscheinen zu lassen, der Ausbau von Kinderbetreuungsmöglichkeiten und weitere Maßnahmen, um Familien zu „entlasten“, werden diskutiert und bisweilen auch umgesetzt.

Doch: Um welche „Familie“ geht es eigentlich? Welche „Familie“ soll Zukunft haben und (auch für Mütter) mit dem Beruf vereinbar sein? Wie sieht gegenwärtig „Familie“ aus – und worin unterscheidet sie sich von der „traditionellen“ Familie? Diesen Fragen stellt sich eine Reihe wissenschaftlicher Disziplinen, v.a. die Soziologie, die Psychologie, die Erziehungswissenschaften, aber nicht zuletzt auch – die Theologie.

Aus Forschungsinteresse, aber auch aus persönlicher Betroffenheit heraus organisierte eine im Mentoring-Programm von LMUexcellent zusammen arbeitende Gruppe von Nachwuchswissenschaftlerinnen der evangelischen und katholischen Theologie gemeinsam mit Studierenden eine Veranstaltung zum Thema *„Familien heute – Wandel der Rollen von Müttern, Vätern und Kindern“* (10. Juni 2010).

Der Veranstaltung voraus ging eine Fragebogenaktion unter evangelischen und katholischen Studierenden, bei der „moderne“ Familienbilder skizziert und Vorstellungen von einer „intakten“ Familie entworfen werden sollten. Die ausgefüllten Fragebögen wurden sodann ausgewertet anhand der Kategorien Geschlecht, Konfession sowie Studiengang.

Die Auswertung der Fragebögen und deren Kommentierung bildeten dann auch den Auftakt zur Veranstaltung am 10. Juni.

Ein „doppelter“ Gastvortrag des Ehepaars Prof. Dr. Birgit und Prof. Dr. Hans Bertram (Katholische Hochschule für Sozialwesen Berlin bzw. Humboldt-Universität Berlin) schloss sich an und brachte die (mikro-)soziologische Perspektive auf „die Familie“ und die (neuen) Rollen von Frauen und Männern, von Müttern, Vätern und Kindern ein – wissenschaftliche Kompetenz und persönliche Erfahrung reichten sich dabei in beeindruckender Weise die Hand.

Unter soziologischem wie theologischem Aspekt diskutiert wurde das Vorgetragene wie auch die im Vorfeld gestartete Fragebogenaktion in anschließenden Workshops.

Im Folgenden seien die drei Teile der Veranstaltung – die Auswertung der Fragebögen, die Gastvorträge sowie (exemplarisch) die Ergebnisse eines Workshops – kurz vorgestellt.

1. Die „Fragebogenaktion“

Familie – das ist ein Thema, das alle angeht. Theologie- und Lehramtstudierende jedoch ganz besonders im Hinblick auf ihre spätere Berufstätigkeit in Gemeinde und Schule. Ob als Pfarrerin oder Pastoralreferent, als Lehrerin in der Grundschule oder Lehrer am Gymnasium hat man mit

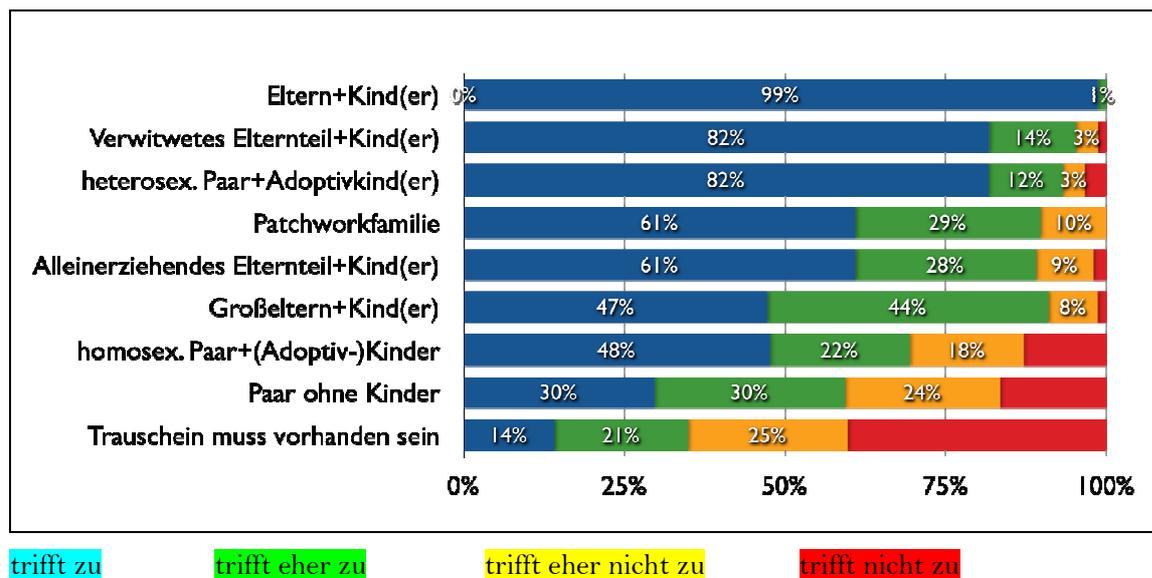
Menschen und mehr oder weniger konkret auch mit deren Familien und den Verhältnissen, aus welchen sie kommen, zu tun.

Doch was ist eigentlich „Familie“? Welche Bilder schwingen mit in unseren Köpfen bei dem Gebrauch des Begriffs und welche Maßstäbe setzen wir an das Verständnis einer „intakten Familie“? Gibt es Grenzen, gibt es Modelle, bei denen wir sagen, das ist nicht mehr Familie?

Diese und weitere Fragen waren bei einer Diskussion von Studentinnen im Rahmen der Frauenvollversammlung der evangelisch-theologischen Fakultät im Wintersemester 2009/10 entstanden. Weil recht schnell deutlich wurde, wie schwer allein schon der Begriff zu fassen, geschweige denn ein einheitliches Bild „der Familie“ zu zeichnen ist, entstand die Idee zu einer Umfrage zum Thema Familienbilder innerhalb der beiden theologischen Fakultäten der LMU. Eine kleine Arbeitsgruppe erstellte im Anschluss daran einen Fragebogen mit 39 Fragen, der unter Studierenden beider Fakultäten verteilt wurde. 148 Fragebögen kamen zurück und konnten ausgewertet werden. Die wichtigsten Ergebnisse werden hier zusammengefasst.

Die Familie und ihre Mitglieder

Im ersten Abschnitt des Fragebogens ging es darum zu erfassen, welche Mitglieder für eine „Familie“ konstituierend sind. Von der Aussage *Eltern + Kind(er)* über *Alleinerziehende Mütter oder Väter* und *Paare mit Adoptivkind(ern)* bis hin zu *Paare ohne Kinder* und *homosexuelle Paare mit (Adoptiv)Kindern* konnten die Studierenden in vier Abstufungen ihre Zustimmung bzw. Ablehnung bekunden. Erwartungsgemäß fiel die Zustimmung zur Bestimmung von Familie als *Eltern mit Kind(ern)* mit 99% „trifft zu“ am höchsten aus, am differenziertesten hingegen bei der Aussage *Paar ohne Kinder*. Die folgende Tabelle zeigt die einzelnen Aussagen, aufgelistet in der Reihenfolge der abnehmenden Zustimmung.



Die intakte Familie

Der zweite Abschnitt des Fragebogens befasste sich mit den Vorstellungen davon, was eine „intakte Familie“ konstituiert. Die unterschiedlichen Aussagen, denen wie im ersten Abschnitt in vier Stufen

zugestimmt werden konnte, sind im Wesentlichen vier Kategorien, die das Zusammenleben einer Familie näher charakterisieren, zuzuordnen: 1) soziale Aspekte – familienintern, 2) soziale Aspekte – auf das Umfeld bezogen, 3) Rollenfragen, 4) ökonomische Aspekte.

Die größte Übereinstimmung liegt hier bei den familieninternen sozialen Aspekten. Dies zeigte sich an der besonders hohen Zustimmung zu Aussagen wie „*Die Familie unternimmt etwas gemeinsam*“ (91% trifft zu) oder „*Über Probleme und Sorgen kann offen geredet werden*“ (88% trifft zu). Aber auch das soziale Umfeld betreffende Aspekte wie der *regelmäßige Kontakt zu Verwandten* (90% trifft zu, 44 % trifft eher zu) und *ein sicheres und stabiles Umfeld durch Freunde und Nachbarn* (34% trifft zu, 49% trifft eher zu) wurden überwiegend positiv bewertet. Differenzierter fielen die Angaben im Bereich der Rollenfragen aus. So hielten 11% der Befragten („trifft eher zu“) eine *klassische Rollenverteilung* für die Intaktheit der Familie für relevant (1% für sehr relevant), 23% für nicht relevant und 65% lehnten dies völlig ab. Noch weiter gingen die Meinungen hinsichtlich der Frage auseinander, ob *ein Elternteil nach der Geburt eines Kindes mindestens für drei Jahre zu Hause* bleiben sollte. Mit „trifft zu“ votierten hier 15%, mit „trifft eher zu“ 34%. 29% sind dagegen der Auffassung, dass dies „eher nicht“ zutrefte und 22% gar nicht. Im Bereich der ökonomischen Aspekte war eine Tendenz dahingehend auszumachen, dass eine Grundabsicherung als relevant für eine intakte Familie gesehen wird (*die materielle und finanzielle Versorgung sind gesichert*: 25% trifft zu, 50% trifft eher zu; oder *es ist genügend Wohnraum vorhanden*: 24% trifft zu, 46% trifft eher zu). Besonderer „Reichtum“ hingegen wurde als Wert eher abgelehnt (*die materielle und finanzielle Versorgung sind großzügig gestaltet*: 48% trifft eher nicht zu, 26% trifft nicht zu; und *es ist großzügig Wohnraum vorhanden*: 42% trifft eher nicht zu, 21% trifft nicht zu).

Interpretationswürdige Ergebnisse

Interessante Ergebnisse zeigten sich auch hinsichtlich der Auswertung nach den Kategorien Geschlecht, Konfession und Studiengang. Eine auffällige konfessionell bezogene Differenz ergab sich hinsichtlich der Frage, ob ein *homosexuelles Paar mit (Adoptiv)Kindern* als Familie zu bezeichnen sei oder nicht. Während 55% der evangelischen Studierenden dies mit „trifft zu“ und 25% mit „trifft eher zu“ bejahten, war die Zustimmung unter den katholischen Studierenden mit 41% „trifft zu“ und 21% „trifft eher zu“ deutlich geringer. Die höchste Ablehnung erfuhr die Frage in der Gruppe der männlichen katholischen Lehramtstudierenden. Von ihnen votierten 21% mit „trifft eher nicht zu“ und sogar 32% mit „trifft nicht zu“.

Noch gravierender waren die Meinungsunterschiede bezüglich der Aussage „*Nach Trennung oder Scheidung der Eltern: Die Eltern legen sich keine neuen Partner zu*“. Zu je 25% waren die katholischen Studierenden der Auffassung, dass dies (für eine intakte Familie ausschlaggebend) zutrifft, eher zutrifft, eher nicht und nicht zutrifft. Auf evangelischer Seite hingegen erfuhr die Aussage mit 53% „trifft nicht zu“ und 40% „trifft eher nicht zu“ eine eindeutige Ablehnung.

Die größten geschlechtsspezifischen Unterschiede traten im Bereich der Rollenfragen zu Tage. Während die Studenten mit 18% „trifft zu“ und 43% „trifft eher zu“ überwiegend der Meinung sind,

dass zum Wohle der Familie *ein Elternteil nach der Geburt eines Kindes mindestens für drei Jahre zu Hause* bleiben sollte, lehnen dies die Studentinnen mit 32% „trifft eher nicht zu“ und 25% „trifft nicht zu“ mehrheitlich ab. Eine Autoritätsfigur in der Familie, die verantwortlich Entscheidungen trifft, bewerten immerhin 38% der Studenten positiv (12% trifft zu, 26% trifft eher zu), von den Studentinnen hingegen nur 23% (6% trifft zu, 17% trifft eher zu).

Auch wenn mit der Umfrage nicht das Ziel einer wissenschaftlichen und repräsentativen Erhebung verbunden war, sondern vielmehr das Interesse, ein Stimmungsbild zu erheben, werfen die Ergebnisse viele neue Fragen auf und fordern eine Interpretation geradezu heraus. So manches Klischee von Katholischen und Evangelischen aber auch von Männern und Frauen scheint hier bestätigt, doch „bewiesen“ ist damit noch lange nichts. Auch ist nach wie vor nicht geklärt, wo die Ursachen dafür zu suchen sind und welche Auswirkungen diese Meinungsbilder auf die eigene Familie geschweige denn den Umgang und die Arbeit mit Familien im zukünftigen Berufsalltag der Studierenden haben und haben werden.

2. Die Gastvorträge zu „Familien heute“

Die Vorträge von Frau Prof. Dr. Birgit Bertram und Herrn Prof. Dr. Hans Bertram befassten sich zunächst mit den Veränderungen der Frauenrolle in der Gegenwart, um anschließend die Folgen für die veränderten Männerrollen und die gewandelten Familienbilder zu betrachten.

Der *Rollenwandel der Frau* im 20. Jahrhundert ist – so Birgit Bertram – zum einen durch den medizinischen Fortschritt provoziert worden, der sich vor allem in der gestiegenen Lebenserwartung für Mütter wie Kinder sowie die Möglichkeiten der Empfängnisplanung zeigt. Zum anderen hat sich die Bildungsqualifikation der Frauen und damit auch ihre Beteiligung am Erwerbsleben erhöht. Das Ergebnis sind weniger Geburten und geringere Familiengrößen auf der einen Seite, welche mit der neuen Planbarkeit von Familien zusammenhängen, und die sogenannten „gewonnen Jahre“ auf der anderen Seite, die Frauen außerhalb ihrer Mutterschaftszeiten an Lebenszeit zur Verfügung stehen.

Nach der Präferenztheorie von Catherine Hakim (*Workstyle-Choices in the 21st Century: Preference Theory*, Oxford University Press 2000, sowie: *Models of the Family in Modern Societies: Ideals and Realities*, Ashgate Publishing Limited 2003) gibt es drei verschiedene Präferenzen von Frauen im Umgang mit den neuen Gegebenheiten und Möglichkeiten: Etwa 20% der Frauen lassen sich einem gänzlich familien- und haushaltsorientierten Typus zuordnen, weitere etwa 20% einem ausschließlich berufsorientierten Typus und schließlich die Mehrheit von ca. 60% einem adaptiven Typus. Letzterer weist als zentrales Merkmal den Wunsch nach Kombination von Beruf und Familie auf, was sich u.a. in ungeplanten (oft Wechslerinnen-) Karrieren äußert. Das politische Engagement und Interesse der drei Frauentypen ist entsprechend unterschiedlich zu charakterisieren.

Die *Veränderungen der Männerrolle* sind – so Hans Bertram – im Wesentlichen als Reaktionen auf die Veränderungen des Frauenbildes zu beschreiben. Als eine auffällige Konsequenz ist zu werten, dass sich zunehmend mehr Männer komplett aus dem Familiengeschehen herausnehmen, darunter vor

allem Männer mit hohem Bildungsabschluss und besonders Wissenschaftler. Seit 1973 hat sich die Anzahl von Paaren mit Kindern von 80% auf 55 % im Jahre 2004 reduziert, was laut Hans Bertram einer gesellschaftlichen Revolution gleichkommt. Deutlich ist, dass viele Männer in der Familie nicht „Gehilfe der Frau“ sein wollen, d.h. nicht jene Aufgaben übernehmen wollen, welche Frauen nicht mehr alleine zu tun bereit und in der Lage sind – wodurch es zu einem Abschied von Familie überhaupt kommt. Eine Folge davon ist u.a., dass der Staat (insbesondere in finanzieller Hinsicht) die Rolle der fehlenden Väter einnehmen muss, was vor allem in den neuen Bundesländern eklatant erscheint.

Für Hans Bertram ergeben sich daraus zwei Thesen: 1. Solange es weiterhin große Einkommensunterschiede zwischen Männern und Frauen gibt, wird sich an der Rollenverteilung nichts ändern, welche Frauen zu größeren Teilen die Zuständigkeit für Familie und Haushalt überlässt. 2. Der Bereich der Fürsorglichkeit muss so aufgewertet werden, dass er (in finanzieller u.a. Hinsicht) dem Technikbereich gleich steht. unklar???

Neben diesen beiden Thesen sieht Hans Bertram zwei zentrale Herausforderungen für die Politik der Zukunft: Die größte Herausforderung wird die Fürsorge für ältere Menschen (ab 80 Jahren) sein. Daraus ergibt sich die zweite Herausforderung, dass Berufsgruppen so mobil organisiert sein müssen, dass Fürsorge möglich ist.

Letztendlich heißt das, dass die veränderte Frauenrolle, die sich vor allem im adaptiven Typ nach Hakim zeigt, Vorläufer sein könnte und müsste für eine insgesamt anders organisierte Berufs- und Fürsorgekultur der Gesellschaft: Weniger lineare Berufskarrieren, welche auf der einen Seite verschieden kombinierte Aus- und Fortbildungsblöcke zulassen, und auf der anderen Seite durch vielfältige Erfahrung und Praxis ergänzt werden könnten, würden die Vereinbarkeit mit anderen nicht-beruflichen Arbeitsbereichen, die sich vor allem auf das Gebiet der Fürsorge für jüngere und ältere Menschen erstreckt, ermöglichen.

Was in den beiden Gastvorträgen nur angerissen werden konnte, haben Birgit und Hans Bertram in einer gemeinsamen Veröffentlichung ausführlicher und mit dem Fokus auf der Zukunft der Kinder in unserer Gesellschaft dargelegt: *Hans und Birgit Bertram, Familie, Sozialisation und die Zukunft der Kinder, Opladen / Farmington Hills 2009.*

Erklärtes Ziel der Studie ist, ein neues Modell von kindlicher Sozialisation zu entwickeln. Die gewandelten gesellschaftlichen Sozialisationsbedingungen sollen dabei stärker als in der bisherigen Forschung berücksichtigt, als auch die Vielfalt der Faktoren in der Sozialisation in ihrem Zusammenspiel analysiert werden.

Birgit und Hans Bertram vertreten dabei ein sogenanntes Interaktionsmodell - statt des bisherigen von ihnen so genannten Kompensationsmodells. Das von ihnen abgelehnte Modell besage, dass die Verantwortung für die Erziehung und Sozialisation primär bei den Eltern liege. Wenn diese aber ganz oder teilweise ihre Aufgabe nicht erfüllen (aus welchen Gründen auch immer), müsse dies durch die Schule bzw. den Kindergarten kompensiert werden. Schule und soziales Umfeld kommen dabei primär als kompensierende Instanzen in den Blick und weniger in ihren jeweils eigenen und

unvertretbaren Funktionen. Im Unterschied dazu sehen Birgit und Hans Bertram die Erziehung von Kindern als einen Prozess, an dem viele Faktoren und Instanzen beteiligt sind, worunter die Eltern einen sehr wichtigen Faktor bilden, aber doch nur einen Faktor neben anderen und im Zusammenspiel mit anderen darstellen.

Mit dem Interaktionsmodell verbindet sich ein anderer Ansatz zur Messung von gelingender Sozialisation. Während bisher Sozialisation über verschiedene Einzelleistungen gemessen wird wie z.B. Sprachfähigkeit und Ähnliches, schlagen die beiden Forscher vor, das kindliche Wohlbefinden als Ganzes zu betrachten. Sie behaupten, dass es eine Fülle von präzisen Indikatoren gibt, um dieses kindliche Wohlbefinden zu messen. In diesem Vorgehen stützen sich die beiden Autoren auf die Forschungen von Urie Bronfenbrenner und den Ansatz der Amerikanischen Akademie der Wissenschaften.

Das Buch des Ehepaars Bertram geht in einem Dreischritt vor. Am Anfang steht die Analyse der gewandelten Sozialisationsbedingungen für Kinder, dazu zählen vor allem Wandel in den Paarbeziehungen und in der Zuordnung von Familienarbeit und Berufsarbeit. Dann wird ein Modell von kindlicher Sozialisation entwickelt, das diese neuen Familienbedingungen berücksichtigt. Am Schluss erheben die Autoren politische Forderungen und Empfehlungen, wie die kindliche Sozialisation gefördert werden kann.

Für das Thema unserer Veranstaltung zu „Familien heute“ war bzw. ist vor allem die Analyse der gewandelten Sozialisationsbedingungen relevant: Den Zusammenhang von Paarbeziehung, Kindern und dem sozialem Umfeld entwickeln die Autoren von einer Grundeinsicht Hannah Arendts her: Durch die Liebe verbindet sich ein Paar und trennt sich durch die Exklusivität der Liebe von der Welt. Durch ein Kind kehren die Liebenden in die Welt zurück (11;17;77 und öfter); vermittelt durch das Kind bauen sie eine Vielzahl neuer Beziehungen auf: zu anderen Müttern und Vätern, zu Kindergärtnern und Lehrerinnen, zu Kinderärztinnen und Kinderschuhverkäufern.

Familienformen sind immer im Wandel; um diesen möglichst genau zu bestimmen, führen die Autoren empirisch-historische Daten und interkulturelle Vergleichsstudien an. Das Neue an modernen Familienbeziehungen sehen die Autoren nicht in der Kleinfamilienstruktur (die sie schon im 16. Jahrhundert diagnostizieren), sondern in zwei Faktoren: der häufigen Erwerbstätigkeit beider Eltern sowie in der hohen Bedeutung der Liebe hinsichtlich des Entstehens einer Familien und in der Liebe der Eltern zu ihren Kindern. (vgl. 30). Eine bedeutende Veränderung liegt auch darin, dass für Frauen die Mutterrolle und für Männer die Vaterrolle nur für eine begrenzte Zeit im Leben lebensbestimmend sind. Damit trennt sich die Frauenrolle von der Mutterrolle. Umgekehrt gewinnen Kinder als dann erwachsen gewordene Gegenüber für die Eltern an Bedeutung. Die Bildungsabschlüsse für junge Männer und Frauen haben sich in den vergangenen Jahrzehnten deutlich erhöht. Damit steigt auch die Länge der finanziellen Abhängigkeit von den Eltern.

Heutige Familien beschreibt das Buch dann als ein „soziales Netz, das ein Leben lang die eigenen privaten Beziehungen strukturiert, wobei diese Beziehungen durch Liebe und Fürsorglichkeit geprägt sind, aber durchaus auch ein hohes Maß an Ambivalenz haben können“ (85). Angesichts der wesentlich gestiegenen Lebenserwartung erscheint die Familienbildung für ein Paar als „eine

Herstellungsleistung [...], bei der das Paar unterschiedliche ökonomische Erfahrungen und Beziehungen und unterschiedliche Lebensläufe synchronisieren muss, um die für Familie notwendige Beziehungsstruktur im beruflichen Kontext eines jeden Partners ebenso aufrechtzuerhalten wie im Umgang mit Eltern und Großeltern“ (89).

Dem entsprechend fordern die beiden Autoren von der Politik, dass die Rahmenbedingungen geschaffen werden, damit junge Menschen Familie *und* Beruf, Pflege der eigenen Eltern *und* bürgerschaftliches Engagement leben können. Eine solche nachhaltige Familienpolitik umfasst dann vor allem auch „Lebenslaufpolitik“ (200), „Gleichstellungspolitik“ (199) und „Infrastrukturpolitik“ (200).

3. Workshop: Die „Heilige“ Familie – ein theologischer Austausch

Die Intention dieses Workshops wird durch das Wortspiel im Titel verkündet. Neben den vielfältigen Bildern, in denen sich „Familie“ heute gesellschaftlich denken lässt, kennt die christliche Tradition das Bild der Heiligen Familie um Maria, Josef und den kindlichen Jesus. Es ist das Motiv unzähliger Darstellungen christlich motivierter Kunst und eines, das im abendländischen Bewusstsein verankert ist – aber wie tief?

Im Workshop wurde mittels einer Strategie der Darstellungsverfremdung die Reichweite der normativen Kraft dieses Vorbilds untersucht. Ziel war es, ein eventuelles christliches Proprium am Familienbegriff zu entdecken und zu beobachten, inwieweit dieses Proprium durch traditionelle Darstellungen der Heiligen Familie suggeriert wird. Vorlage waren Gemälde aus dem 18. Jahrhundert, die aufgrund der dargestellten Szenen jeweils im Sinne der für die Jetztzeit typischen Familienkonstellationen umbenannt werden konnten. Die Ausgangsdarstellung 1) repräsentierte die klassische Konstellation um Vater, Mutter, Kind und Hund. Wir wollten aber wissen: Was sind intuitive Reaktionen, wenn 2) Maria durch Elisabeth ausgetauscht und Johannes als Stiefbruder in das Familienbild aufgenommen wird – wenn also anstelle der ersten Darstellung eine Patchwork-Familie gezeigt wird? Wie nehmen wir es auf, wenn sich 3) Maria als alleinerziehende Mutter präsentiert? Was empfinden wir, wenn wir uns 4) die Heilige Familie „ohne Trauschein“ vorstellen? Um Veränderungen markieren zu können, war zunächst die Artikulation der spontanen Assoziationen beim Betrachten der einzelnen Bilder notwendig. Dabei haben sich jeweils Begriffe herauskristallisiert, die in einem zweiten Schritt reflektiert wurden.

In der Betrachtung des *ersten Bildes* (klassische Familie) sind Familienwerte genannt worden, die durchaus als christlich gelten können: ‚Einheit‘, ‚Einmütigkeit‘, ‚Friede‘, ‚Liebe‘, ‚Zusage‘, ‚Vertrauen‘, ‚Fürsorge‘, ‚Ort der Heiligkeit‘, ‚Nächstenliebe‘. Gleichzeitig wurden bei näherem Hinsehen im Zusammenhang mit Haltung und Blickrichtung der einzelnen Figuren Probleme angedeutet. So wurde gesehen, dass die Mutter zwar zufrieden lächelt, aber gegenüber Vater und Kind in den Hintergrund des Bildes gerückt ist und als einzige mit einer Arbeit beschäftigt ist.

Vielleicht überraschender waren die genannten Assoziationen im Anbetracht der *zweiten Darstellung* (Patchwork-Familie). Zwar wurden pejorative Gedanken genannt, insbesondere ‚Trennung‘. Es

wurden aber ebenso positive Begriffe aufgeführt, die in der Besprechung des ersten Bildes nicht gefallen waren, u.a.: ‚Zuwachs an Leben‘, ‚Pluralität‘, ‚Mehr‘.

Das *dritte Bild* (alleinerziehende Mutter) wurde ebenfalls ambivalent bewertet. Es fehlte den TeilnehmerInnen die für eine Familie intuitiv notwendige Pluralität der Personen. Dadurch aber, dass die Mutter ins Zentrum des Bildes gerückt war, war ein tiefer reichender Blick für die Bedürfnisse und die Stärken des einen Elternteils möglich. Was bei der Darstellung an Quantität fehlte, wurde durch Aussagekraft wieder wettgemacht. Auf den zweiten Blick erkannten die TeilnehmerInnen einen Engel, der als Zeichen göttlichen Beistandes interpretiert wurde.

Bei der Besprechung des *vierten Bildes* („ohne Trauschein“) wurde ein Problem besonders brisant: Wie sollte ein Urteil über die in den dargestellten Rollen zum Tragen kommenden Werte möglich sein, ohne den Hintergrund der spezifisch soziokulturellen Situation zu kennen? Wie sollte man die dargestellte Situation bewerten, ohne automatisch eine Vorgeschichte der Figuren zu erfinden? Die vielen Versuche, ein mögliches Szenario zu entwerfen, ließen erkennen, dass es nicht *eine* angemessene Geschichte gibt; dass eine reine Betrachtung ohne eine soziologische Perspektive und ohne eine zeit- wie privatgeschichtliche Prägung aufseiten des Erzählers unmöglich ist.

Die anschließende Diskussion, welche die gewonnenen Perspektiven und Begriffe systematisieren sollte, wurde nicht zu einem endgültigen Abschluss gebracht. Gleichwohl ist die Unabgeschlossenheit selbst ein aussagekräftiges Ergebnis: Während weitgehend Einigkeit darüber bestand, welche Werte eine ‚heilige‘ Familie repräsentieren sollte (man vergleiche die positiven Begriffe zu Bild 1), bestand keine Einhelligkeit darüber, in *welchem* bestimmten Bild sie tatsächlich verwirklicht werden und wo nicht. Es gibt notgedrungen eine Schiefelage in der Beurteilung fremder Familienbilder: Gegenüber der Vergangenheit droht eine anachronistische Sicht, während uns in der Beurteilung der Familienbilder unserer eigenen Zeit und Kultur die Innenperspektive fehlt. Wir empfinden es als Anmaßung, über das Ausmaß an Glück und Fürsorge alternativer Familienbilder zu urteilen – wofür die Ambivalenz im Hinblick auf den ästhetischen Eindruck unter den TeilnehmerInnen symptomatisch war.

Es wurde zudem nicht ganz geklärt, inwieweit sich die genannten Werte als ein genuin christlich-theologisches Proprium erklären ließen. Einerseits sind einige von der Gruppe genannten Aspekte, nämlich die gegenseitige Fürsorge sowie die Hoffnung auf göttlichen Beistand, die im Eheversprechen gesehen wurde, starke Kandidaten für eine spezifisch theologisch begründete Eigenschaft von Familie. Andererseits spricht nicht wenig dafür, dass das in Anspruch genommene Ideal eine Kompilation von kontingenten Werten sein könnte, die das Ergebnis unserer Geschichte und politischen Kultur sind.

Ein Vorschlag zur Güte: Wenn in einer familiären Situation Einheit und Heil erfahren werden, zunächst ohne Ansehen der konkreten Form, darf man dies – wie in den Bildern durch Engel oder Kreuz – als himmlische Zusage interpretieren.

„Familien heute – Wandel der Rollen für Mütter, Väter und Kinder“ – Nach spannenden Stunden des Zuhörens, Nachdenkens und Diskutierens war klar: Das Thema bleibt brisant, wir haben mit einer Baustelle zu tun, deren Pläne noch nicht ausgereift sind, deren Planung, Bearbeitung wie Gestaltung die Gegenwart und Zukunft von Politik, Ökonomie, Wissenschaft und Gesellschaft immens herausfordern wird. Zum Mitdenken und –handeln motiviert zu sein, das bleibt zweifellos eine der „Nachwirkungen“ der Veranstaltung.

Ursula Diewald, Kath.-Theol. Fakultät

Dr. Mareike Lachmann, Evang.-Theol. Fakultät

Barbara Pühl, Evang.-Theol. Fakultät

PD Dr. Miriam Rose, Evang.-Theol. Fakultät

Prof. Dr. Birgitta Kleinschwärzer-Meister, Kath.-Theol. Fakultät